

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 43

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Olgi Heuberger

Besuch im Altersheim

Allzulange war sie mir nicht aufgefallen, die stille, scheue Frau. Erst als es meiner Tante schlechter ging und ich erfuhr, dass sich ihrer im Aufenthaltsraum eine Pensionärin stets besonders liebevoll annahm, lernte ich sie kennen. Als ich sie das erstmal ansprach, wollte sie fliehen. Verängstigt wirkte sie, so, als müsse sie sich überall und bei jedermann für ihre Existenz entschuldigen. Sie lebe sehr zurückgezogen, pflege wenig Kontakt mit den Mitpensionären, erzählte man mir.

Eines Tages suchte ich sie in ihrem Zimmer auf, um ihr mit einem Blumengruss für ihre Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit zu danken. Sie freute sich sichtlich und lud mich zum Sitzen ein, war irgendwie verändert, er-

regt. Ja, ihr sei kürzlich etwas Wunderbares passiert, etwas Grossartiges, etwas Unglaubliches, und als Folge davon verreise sie demnächst für eine Woche in die Ferien, berichtete sie mir. Sie habe immer geglaubt, sie stehe ganz allein in der Welt, ohne Verwandte. Nun habe sie kürzlich Besuch erhalten – schon das war etwas Besonderes – von ihrem Bruder! Sie habe nichts von ihm gewusst und er bis vor kurzem nichts von ihr. Erst durch einen Zufall sei ihm ihre Existenz bekanntgeworden, und sofort habe er Nachforschungen angestellt. Nun habe er sie zu sich und seiner Familie in die Ferien eingeladen.

Nach und nach erzählte mir die Frau einiges aus ihrem Leben. Sie war ein uneheliches Kind. In der Schweiz geboren. Ihre Mutter war Deutsche aus sogenannten «guter Familie». Sie wollte das Kind nicht, lehnte es vom ersten Moment an ab. Das Mädchen wuchs in Heimen auf. Mitte der dreissiger Jahre, als vorauszusehen war, dass der Krieg bald ausbrechen würde, erkannte ihre Mutter wohl eine Möglichkeit, ihre ungeliebte Tochter für immer aus ihrem Leben verschwinden zu lassen.

Sie verlangte ihre Auslieferung nach Deutschland, obwohl sie selbst nach wie vor in der Schweiz wohnte. Das Unfassbare geschah: Eines Tages, aus heiterem Himmel, erschienen zwei Beamte in Zivil und holten das Mädchen heraus aus dem Schulheim, das ihr Zuhause war und in dem sie sich wohl fühlte. Die Männer hatten den Auftrag, die etwa Fünfzehnjährige an die Grenze zu bringen und sie dort den deutschen Behörden zu übergeben. Ihre Mutter habe es verlangt. Warum der Vormund einer solchen Massnahme zugestimmt hatte, wusste die Frau nicht zu sagen. Im Heim packte man unverzüglich die Sachen des Mädchens zusammen, und die beiden Polizisten verreisten mit ihm Richtung Grenze. Die Beamten erledigten ihren Auftrag ungen. «So eine Gemeinheit, wenn wir nur etwas tun könnten!» hörte die Entwurzelte die beiden flüstern.

Dann wurde das Mädchen den deutschen Behörden übergeben. Man wollte ihr nicht glauben, dass sie «nichts angestellt» hatte, und sogar dann, sagten selbst die Deutschen, sei die Schweiz sehr zurückhaltend in ihrer Ausliefe-

rungspraxis. – Man stand vor einem Rätsel: Warum gerade dieses junge Geschöpf?

Das Mädchen wurde dort zur Krankenschwester ausgebildet und im Krieg eingesetzt. Meine Gesprächspartnerin kam mit Giften in Kontakt und ist seither krank. Von Zeit zu Zeit muss sie wieder ins Spital. Manchmal wird sie operiert, manchmal nicht. Sie heiratete während des Krieges, hungerte viel, arbeitete hart, verlor ihren Mann und kam irgendwann in die Schweiz zurück, obwohl ihre inzwischen verheiratete Mutter nach Kriegsende das Rote Kreuz hatte wissen lassen, falls ihre Tochter noch leben sollte, wäre sie an einer Rückführung nicht interessiert.

Sie sei gerne im Altersheim, sagte die scheue, gezeichnete Frau. Mit ihren noch nicht 70 Jahren sei sie zwar weitaus die jüngste Pensionärin, aber sie schätze die Sicherheit, die verständnisvolle Betreuung im Hintergrund.

Und jetzt hat sie einen Bruder gefunden! Ich freue mich mit ihr und hoffe, dass ihre so oft verwundete Seele mit der neuen Situation zurechtkommt.

Arbeitswoche

Eine 5. Gymi-Klasse steigt in den Bus nach Friesland. Dort findet die «Arbeitswoche» statt, und das bedeutet hier in Holland: segeln, velofahren, ein Theaterstück sehen, aber auch einkaufen, kochen und staubsaugen. Eine aufgeregte Mutter fragt einen Lehrer: «Muss Hans wirklich segeln gehen? Wissen Sie, Herr Zwart, wenn er nur Wasser sieht, wird's ihm schon himmelangst.» Man beruhigt die Mutter, segeln sei freiwillig, Hans könne zum Beispiel eine Velotour machen.

Am ersten Abend gibt es makrobiotisches Essen. Irgendwoher kommen herrliche Düfte, aber das Essen ist eher gesund als herrlich. Sieben junge Leute sind verschwunden. Die andern drücken das Essen tapfer hinunter. Als ein Lehrer fragt, ob der Koch keinen Applaus verdiene, gibt es eine heftige Diskussion: «Muss man heucheln oder nicht?» Die meisten finden, man müsse nicht, das gehe zu weit. Später tauchen die sieben Verschwundenen auf. Sie hatten im Gebäude nebenan ein chinesisches Restaurant entdeckt, wo sie ausgezeichnet ge-

gessen haben. Sie sind einfach ihrer Nase gefolgt.

Am nächsten Tag gehen die meisten segeln. Auch Hans schaut sich die Boote an. «He, du hast doch Angst vor dem Wasser! Was machst du denn hier?» tönt es von allen Seiten. «Irrtum», korrigiert Hans, «meine Mutter fürchtet das Wasser, nicht ich.» Hans steigt fröhlich in ein Boot.

Eines Abends demonstriert ein Lehrer Entspannungsübungen, gut gegen Schlaflosigkeit. Intensiv wird mitgemacht. Bald hört man in einer Ecke leises Schnarchen. Das ist Marc. Auch Ellen hat die Augen geschlossen. Der Lehrer freut sich über den Erfolg. Nur ist nicht ganz deutlich, ob er von den Übungen kommt oder vom ungeheuren Schlafmanko aus den letzten drei Nächten.

Am letzten Tag findet die «Stunde der Wahrheit» statt. Alle schreiben etwas Positives und etwas Negatives über sich selbst in ein Büchlein. Jeder schreibt dann seinen Kommentar dazu. Natürlich bekommt der stille Albert vor allem zu hören: «Du könntest schon ein wenig mehr reden» oder «Warum suchst du nicht mehr Kontakt mit andern?»

Auch die beiden Lehrer schreiben ähnlich. Die weisesten Worte stammen von einem Schüler: «Do what you like. Be what you are. Be yourself! Keep it that way.»

Erika Monterie-Adam

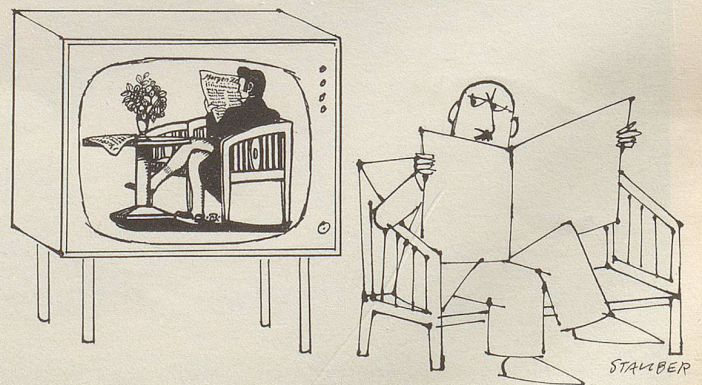
Stolpersteine

Der Zustand ist gewiss nicht ungewöhnlich; soweit ich zurückdenken kann, sind mir andere mit dergleichen auf die Nerven

gegangen. Meistens hielt ich es für Koketterie, und vielleicht war es das teilweise auch. Inzwischen erlebe ich das Phänomen direkt und habe erfahren müssen, dass es eine Plage ist.

Wovon ich spreche? Von geheimnisvollen Lücken, die genau in dem Moment sichtbar werden, da ich angestrengt versuche, sie zu schliessen.

Das klassische Beispiel ist die verlegte Brille. Natürlich blieb es mir nicht erspart. Nach zermürbendem Suchen habe ich sie auf



der Nase wiedergefunden. Und nur deshalb habe ich, die ich kurzsichtig bin, sie zwar überhaupt suchen können! – Das war noch leichten Herzens zu verkraften.

Weit mehr hat mich kürzlich folgende Begebenheit erschreckt: Verabredet zu einem Zmorgenschwatz, zog ich frühzeitig los, um unbeschwert und mit wachen Sinnen alle Zutaten für das Mittagessen einzukaufen; schliesslich weiss man ja vorher nie, wie ergiebig sich ein Plausch gestaltet. Nach ausführlichem Philosophieren über menschliches Verhalten im Allgemeinen und im Besonderen stürmte ich nach Schluss der Konferenz zum Metzger, um schnell noch ... Der freundliche Mann fragte mich, ob sich überraschend Gäste angesagt hätten, da ich heute sogar zweimal kommen müsse!

War das nun ein deutliches Zeichen oder nur eine momentane Zerstreuung? Ich klammere mich beharrlich an die zweite Möglichkeit; aber die Erlebnisse dieser Art mehren sich, und die Stolpersteine werden immer tückischer. Solange es sich nur um Kalbsleberplätzli handelt, können Peinlichkeiten beschämt verschleiert werden, ohne dass ein schadenfroh Lachender sein verständnisvolles Mitleid bekundet. Wie aber, wenn ich dem gleichen Adressaten zum gleichen Anlass zweimal eine Glückwunschkarte schicke? Doppelt genäht hält besser, hätte man früher gesagt. Heute höre ich: «Ich glaube, du bist auch nicht mehr die Jungste!»

Natürlich habe ich mein Leid längst meiner Ärztin gebeichtet. «Und warum wehren Sie sich dagegen?» fragte sie mich. Weil ich mich wehren will. Da bin ich störrisch. – Ist das etwa auch eine sich mehrende Erscheinung?

Marianne Ludwig

Lesen gleich Wissen?

Man sagt doch immer, wer liest, der weiss mehr, der lernt, der erweitert seinen Horizont. Also wenn das stimmt, müsste ich ein Ausbund an Wissen sein, denn was ich zusammenlese, geht nicht auf die sprichwörtliche Kuhhaut. Seit ich fünf Jahre alt war und langsam anfang zu begreifen, dass die komischen Dinger auf Vaters Zeitung etwas bedeuteten, wenn man sie kannte und richtig aneinanderreichte, seit dieser Zeit ist nichts Lesbares mehr vor mir sicher. Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Kataloge – alles wird

verschlungen. Ich sollte vor Klugheit fast platzen, aber leider ist dem nicht so. Im Gegenteil, ich werde, wie man so schön sagt, von der Leserei «frustriert», oder auf gut deutsch: verunsichert, ich weiss nicht mehr was tun, was lassen! Es ist zum Heulen!

Da wäre zum Beispiel die Schlacht für und gegen die Atomkraftwerke. Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist sie geschlagen; ob die Richtigen dann gesiegt haben? Weiss man das? Zeitung X, zum Beispiel, war für die A-Werke, Zeitung Y dagegen. Und Heft Z hatte keine rechte Meinung. (Die lesen wahrscheinlich auch zuviel!) Was das Verflixte an der ganzen Sache ist: Jedes Heft bringt durchaus stichhaltige Argumente, um seine Meinung zu vertreten. Wie soll ich da wissen, wem ich glauben kann? Ohne Strom möchte ich wirklich nicht plötzlich dastehen, aber radioaktiv verseucht werden noch weniger. – Ich habe mir, acht Tage vor der wichtigen Abstimmung, noch keine Meinung bilden können, und je mehr ich lese, desto unsicherer werde ich. –

Lassen wir die A-Werke einmal beiseite! Es gibt noch viel harmlosere Dinge, über die da so und dort ganz anders geschrieben wird. Nehmen wir die Zehennägel! Jawohl, Zehennägel. Die sind schliesslich auch wichtig. Eben. In einem meiner unzähligen Blätter las ich neulich, Zehennägel müsse man ganz gerade und kurz schneiden. Gut, ich tat so, bis zu dem Moment, wo ich las: «Schneiden Sie Ihre Zehennägel immer schön tief an den Seiten herunter, damit vermeiden Sie Nietnägel.» Was tun? Gerade hinüber oder schön tief an den Seiten herunter? Keine Ahnung. –

Oder die Haarwäsche! Auch ein Problem: Fest gerieben – oder ganz sanft? Zu meinem Unglück las ich die unterschiedlichsten Meinungen, deshalb traue ich mich fast nicht mehr, meine Federn zu pflegen. Rubble ich ganz fest, kommt mir bestimmt die Tante in den Sinn, die befahl, fein und zart mit dem Gefieder umzugehen! Soll ich die eine Kopfhälfte rubbeln und die andere zart behandeln? Eigentlich eine gute Idee, auch auf die Zehennägel anwendbar: Rechts gerade, links tief an den Seiten herunter schneiden! Doch was soll ich tun, wenn ich merke, dass die eine Tante recht hat, die andere nicht?

Mir bleibt nur die Rolle von Bileams Esel! Dann kann ich allerdings die Haare nie mehr waschen; und ellenlange Zehennägel – wären die schön? Ich glaube kaum. Also: Was tun?

Eva Renate

Gläserne Tage

Plötzlich sind sie da, die glasklaren Tage. Manchmal im Frühling, oft im Herbst und auch im Winter sorgen spezielle Witterungsverhältnisse für «blaue» Stunden. Dann wünsche ich mir Flügel ... Ich sehe die Berge, die Häuser und Wälder gestochen scharf. Ich meine, nach fernen Kirchtürmen greifen zu können.

Ich liebe diese Tage. Sie sind so atemberaubend schön, dass ich oft glaube, solch klare Sichtverhältnisse kommen nie wieder ...

Auch im übertragenen Sinn gibt es bei mir gläserne Tage. Da sehe ich klar, sehe Zusammenhänge, kann Situationen überblicken, sinnvoll handeln. Aber manchmal ziehen Nebelschwaden auf und trüben den Blick; der Kopf steckt in den Wolken, die Füsse laufen durch den Tag ohne rechten Sinn, die Freude ist irgendwo verborgen wie die Sonne.

In grauen, kühlen Tagen ans Licht zu glauben, ist manchmal fast eine Arbeit. Ich muss gestehen, dass ich leider – oder zum Glück – oft recht stark vom Wetter abhängig bin. Wenn der Himmel blau ist oder wenn wenigstens die Sonne trotz Wolken scheint, geht mir manche Arbeit flotter von der Hand. Wenn aber der Tag trüb beginnt und früh endet, weil die Sonne sich nie blicken lässt, erlahmt mein Arbeitseifer unverhältnismässig früh; vieles bleibt liegen, wartet auf sonnigere Zeiten. Manchmal helfen spezielle Bemühungen, das fehlende Licht draussen wenigstens andeutungsweise in der Stube aufleuchten zu lassen. Und auch die Hoffnung, dass der Wind kommt, dass er die Wolken vertreibt, bleibt.

Dem Föhn verdanken wir viele glasklare Tage; dies zum Trost all jener, die mehr oder weniger stark unter seinem Einfluss leiden.

Lisbeth Vontobel

Echo aus dem Leserkreis

Irrtum
(Nebelpaltes Nr. 37)

Liebe Hanni
«Umkehrt isch o gfare», pflegt man bei uns im Bernerland zu sagen. Seit Jahren bin ich Abonnent der Betty-Bossi-Zeitung. Seit ebenso vielen Jahren bin ich für diesen Verlag eine Frau. Nun ja, echte Männer interessieren sich auch nicht fürs Kochen und Backen – Tätigkeiten, die doch schliesslich seit Jahrhunderten den Frauen vorbehalten sind.

Im Zusammenhang mit einer Bestellung habe ich die Firma mit ein paar ironischen Worten über ihren Irrtum aufgeklärt. Betty Bossis Reak-

Anstoss nehmen

Der Anstösser war früher einfach der Nachbar, dessen Land an das unsere anstiess. Heute aber ist aus dem guten oft ein böser Nachbar geworden, der an allem Anstoss nimmt. Zum Glück nimmt er nicht daran Anstoss, dass wir die schöneren Orientteppiche haben als er, weil wir die unseren bei Vidal an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich gekauft haben!

tion: Das Paket mit der bestellten Ware war adressiert an Frau Roland Graf!

Nun, liebe Hanni, wie Du siehst, stehst Du mit Deinem Problem nicht allein da. Uns Männern geht es genau gleich. Und das ist doch auch eine Art Gleichberechtigung, oder?

Mit freundlichen Grüßen

Roland Graf

Schöne Erinnerung

(Nebelpaltes Nr. 39, Echo Nr. 32)

Liebe Micheline

Hier ein Müsterli aus vergangenen Zeiten:

Als meine Kinder ausgeflogen waren, brachten mir Nachbarskinder verschiedene Sträusschen von Blumen aus der Umgebung, aus Wiese und Wald.

Einmal, im Spätherbst, brachten die Kinder wieder ein Sträusschen und sangen: «Alle Vögel sind schon da!»

Ja, ja, das waren meine Blumenvögelchen und bleiben eine schöne Erinnerung.

Louise



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **OVC**-Produkt